

Kein Gruß, kein Dank! Verwirrt steht Brigitte dem Manne nach.

Der lange Franz steht vor dem Dorfschulzen, der in der Stube schlurft auf und abgeht, während der Amtschreiber mit wohlgeputzter Feder über ein Aktenstück gebeugt ist.

„Was gibt es?“

„Hab' Euch was zu melden, unter vier Augen, Dorfschulze.“

„Geh, Schreiber, ich ruf' ihn, wenn ich ihn brauche. Na, was will er?“ Stolz sehen die harten Augen des Bauern den langen Franz an. Der räuspert sich, spuckt einmal in die Stube, faßt ans Kinn, räuspert sich ein andermal.

„Na“, drängt der andere.

„Dorfschulze, ich, nun ich... bitt' ihn, geb' Er mir die Brigitte zum Weibe.“

Drohend lacht der Bauer, tätschelt liebevoll über den wohlgerundeten Geldbeutel, den er um den Leib geschlungen trägt.

„Ist er verrückt geworden, mein Kind ein Schustersweib!“

„Ist ein ehrbar Handwerk, Dorfschulze.“

„Sol er sich eine Schustersdrine; gegen sein Handwerk sag ich nichts, doch paßt es nicht für mein Mädchen.“

„Oho. Bin ihm nicht fein genug. Wartet; Euer Bauernstolz kann auch geduldet werden.“

„Von ihm?“ knurrt der Bauer.

„Der lange Franz redt sich: „Seid Ihr der Dorfschulze?“

„Überne Frage. Kennt Er mich nicht?“

„Gut. Jetzt komme ich zum Dorfschulzen. Kennt Ihr dies?“ Damit legt er ihm ein paar Holzschuhe auf den Tisch.

„Der Brigitte ihre, wie kommt Er dazu?“ grollt es.

„Ihr kennt sie, das genügt. Seht dort das Edikt des Königs, ich will's Euch vorlesen, Schulze.“

„Schreiber“, ruft der.

„Nicht nötig“, fährt der andere langsam wie buchstabierend fort: „Edict zu Nutzen des ehrbaren Schusterhandwerks.“

Nachdem Seine königliche Majestät von Preußen usw. vermöge emanierter Edict vom 6. Juli in Gnaden verordnet haben, daß das Tragen von hölzernen Schuhen und Pantoffeln gänzlich abgeschafft werden soll in allen Dörfern der Churmark. Gleichwohl aber höchst mißfällig vernehmen müssen, daß Dero allerhöchste Willensmeinung in verschiedenen Dörfern, zum Nachteil der Schuster, denen solchergestalt die Nahrung entzogen wird, dem vorangezogenen Edict zuwider gehandelt wird. Diefür soll diese sothane Verordnung verschärft werden. Da jemand im Besitz solcher Schuhe betroffen wird, oder solche bei ihm aufgefunden werden, soll wider ihn die

Strafe des Halschens oder Gefängnisses verfahren werden.

Den Schulzen jenes Ortes wird hiermit ernstlich, bei Vermeidung von 200 Dukaten für die Rekrutierungskasse an-befohlen, daß dieser Verordnung nachgelebt wird.

„Aufhören“, schreit der Schulze, „will Er mich ins Un-glück bringen?“

„Nein, wenn Er mich zum Eidam nimmt.“

Trotzig pressen sich die schmalen Lippen des Bauern zu-sammen. „Nein.“

Wie ein Schlag trifft es den anderen: „So reich' ich Klage gegen den Dorfschulzen ein, wegen unbefugten Besitzes von Holzschuhen.“

„Wie kommt Er zu den Schuhen? Hat Er sie gestohlen?“

„Gleichviel. Ich will mein Recht.“

„Das soll ihm werden“, droht eine Soldatenstimme von der offenen Tür. Ein Offizier blickt in wohlwollender Befriedigung auf die Gestalt des langen Franz. „Er kommt mit zum König.“

Ein preussischer Werber! Entsetzt erkennt der Schuster die Uniform, starrt verzweifelt vor dem Schulzen in die Knie: „Selt mir, rettet mich!“

„Wie groß ist Er?“ unterbricht die dunkle Stimme das Jammern.

„6 Fuß, 9 Zoll“, heult der Lange.

Der Werber schmunzelt: „Kann ihn brauchen. Ein Weihnachtsgeschenk für Seine Majestät. Der König liebt das für die lange Garde.“

Heulend und jammernd jektet der Schuster: „Pardon, pardon!“

„Molestier' Er mich nicht, halt Er's Maul“, damit wendet sich der Werber dem Schulzen zu. „Laß Er Seine Sache mit den Holzschuhen aufschreiben. Brauch's, damit dem da“, weist er auf den Längen, „Gerechtigkeit wird.“

Während der Schreiber den Vorfall aufschreibt, richtet Brigitte dem Offizier ein kräftiges Mahl, kredenz ihm einen feurigen Trunk... und erzählt ihm dabei, daß der Vater hart sei, weil Claus Schlagintweis Besitz kleiner ist als sein eigener.

Just am Weihnachtstag kommt ein königlicher Befehl an den Dorfschulzen: „Bei Vermeidung der peinlichen Halsstrafe muß Er 200 Dukaten an die Rekruten Kasse zahlen und bei Strafe allerhöchster Ungnade in schnellster Frist seine Tochter Brigitte mit dem Bauer Claus Schlagintweis verheiraten, da-mit der lange Gardist den Dienst und nicht die Weiber im Kopf hat.“

Also geschahen Weihnachten im Jahre 1726.

Trautes Heim Glück allein.

Fortsetzung von G. W. Behr.

Die Familie sitzt einträchtig um den Tannenbaum. Vater, Mutter, Sohn. Lekturer sieben Jahre alt. Er spielt mit den Bleiboldaten. Frisch vom Weihnachtsmann gebracht. Plötzlich bohrt der junge Stratege den Finger überlegend in die Nase. „Vati“, nimmt er ihn wieder heraus, „Vati, wie ist es, wenn Krieg ausbricht?“

Der Vater wirft seine Stirnfalten in Postur. „Nehmen wir an“, dozert er, „nehmen wir an, die Königin von Hol-land und der König von Belgien stritten sich.“

„Aber Vater“, meldet sich die Mutter vorwurfsvoll. „Das gibt es ja gar nicht! Dazu sind die beiden viel zu ge-bildet.“

„Das habe ich doch nur bildlich gemeint. Du brauchst doch nicht immer gerade an uns zu denken. Selbstverständlich weiß ich, daß die Königin von Holland und der König von Belgien sich nicht gegenseitig ausschimpfen. Unsinn!“ Nach einer kur-zen Erholungspause wendet er sich wieder seinem wißbegieri-gen Sproß zu: „Also, nehmen wir an, der holländische und der belgische Ministerpräsident hätten Meinungsverschieden-heiten.“

„Aber Vater. Was weiß denn der Junge von Minister-präsidenten!“

Der Hausherr schnappt nach Luft. Beherrscht sich aber. „Schön“, fängt er von vorne an. „Also, nehmen wir an, das holländische Parlament und das belgische Parlament...“

„Aber Vater“, ist die Mutter empört, „weist Du denn nicht, daß man Kinderherzen nicht mit Politik vergiften darf!“

„Donnerwetter, das hat doch nichts mit Politik zu tun, wenn ich dem Jungen...“

„Aber Vater“, stemmt die Mutter die Fäuste in die Hüften. „Parlamente sollen nichts mit Politik zu tun haben!“

„In diesem Fall nicht.“

„Doch!“

„Nein!“

Sie funkeln sich gegenseitig an.

Der Sproßling sieht und hört interessiert zu. Plötzlich leuchtet reine Freude über sein Gesicht: „Vater, jetzt weiß ich, wie es ist, wenn Krieg ausbricht!“

Frau Else hat einen Stein auf dem Herzen. Einen ganz schweren anscheinend. Deshalb seufzt sie tief. Der Mann reagiert nicht.

Frau Else seufzt noch tiefer. Der Mann reagiert noch immer nicht. Schließlich rafft sich Frau Else auf. Es kostet sie Ueberwindung. Vom Geldausgeben wollen die Männer nie etwas wissen. Ihrer schon gar nicht. Leider.

Sie legt ihm die Hand auf die Schulter. Zart und bittend. Er kann nicht anders. Bebt den Kopf. Mißtrauisch. Die Art kennt er schon: „Du, und?“

„Ach, Liebling“, macht Frau Else die zärtlichsten Augen. „Weihnachten steht vor der Tür. Sicher willst Du mir eine Freude bereiten.“

Der Gatte brummt etwas. Es klingt alles andere als ermunternd. Frau Else läßt sich aber nicht mehr abweisen: „Ich habe einen großen Wunsch. Sieh mal, was soll aus mir werden, wenn Du plötzlich stirbst. Ich müßte verhungern. Laß doch Dein Leben versichern!“

Der Mann stutzt einen Augenblick. Sieht sie scharf an. Nur Ehemänner haben einen so rohen Blick. Dann fragt er langsam und mißtrauisch: „Solltest Du etwa der Köchin ge-kündigt haben und selbst kochen wollen?“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Luid, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 99

18. Dezember 1929

4. Jahrgang



5. Fortsetzung.

„Sie wird sich gewiß freuen, Herr Doktor.“

„Ja, ich möchte sie wiedersehen, Mistreß House, nur sehen, ob sie glücklich ist. Wenn sie es ist, dann will ich ganz zu-frieden sein.“

„Herr Doktor?“ sagte Mistreß House erlautet.

„Alving sah ihr offen ins Auge. Es kostete ihn Mühe, aber er sprach es offen aus.“

„Ich habe Helen lieb gehabt, Mistreß House, sehr lieb. Das ist es.“

Die alte Frau hob die Augen in fassungslosem Staunen zu ihm, dann schien sie zu überlegen, und über ihre gültigen Züge huschte ein Ausdruck des Erstaunens.

Sie wollte sprechen, aber sie fand keine Worte, nur Tränen. Hemmungslos weinte sie.

„Was ist Ihnen?“ Doktor Alving war aufs höchste erschrocken.

Bald hatte sich die alte Frau wieder in der Gewalt. Mit einem seltsamen, noch von Tränen verschleierten Blick um-faßte sie das Antlitz des Arztes.

„Verzeihen Sie mir. Fragen Sie nicht, warum ich weinte. Fragen Sie nicht, lassen Sie sich nur eins sagen: Das Leben ist grausam, bitter grausam.“

* * *

Carrington hatte Glück.

Er fand Juanita zwar nicht in Barcelona, auch nicht in Madrid, auch nicht in Marseille, aber in Paris stellte er sie. Tief atmete er auf; ein Gefühl der Befriedigung erfüllte ihn, als er in der bequemenloge in der Alhambra saß und wartete.

Was kümmerten ihn die prächtigen Dressuren, die Meister Schönlein mit seinen sechs weißen Pudeln vorführte! Wie gleichgültig waren ihm der Tenor Sarno und die ausgezeich-neten japanischen Jongleure! Nur Juanita!

Endlich kam ihre Nummer.

„Spanische Tänze.“

Der Vorhang ging in die Höhe, und ein dunkelhäutiges, raffiges Weib mit tiefschwarzem, glatt hintergestrichenem Haar stand auf der Bühne. Starr wie eine Statue.

Aber als die ersten Takte der Einleitung verklungen waren und der Tanz einsetzte, da erwachte die Statue zum Leben, zum wirbelnden, hinreißenden Tanze.

Ihr Tanz war Wildheit, war Leben, war Unnatur. Sie gab sich, und das war ihre Kunst.

Carringtons Augen hefteten fest an dem Weibe. Sapristi, die war ein Teufel, das zeigte ihr Tanz. Manchmal schien es, als ob indianische Wildheit durchbräche, Wildheit und Grau-samkeit. Dann wieder lief sie mit den Schritten eines Kindes über die Bühne.

Die Zuschauer befanden sich in einer Art Verzückung. Nach-dem sie ihre Nummer beendet hatte, raste das Publikum.

Aber sie war unerbittlich, gab nichts zu.

Carrington fühlte sich mitgerissen. Die Unnatur der Tän-zerin hatte verwandte Instinkte in ihm geweckt. Er fühlte es und ließ dem Gefühl einen Augenblick Herrschaft über sich.

Aber nur einen Augenblick.

Dann lächelte er.

Jetzt begann der Kampf. Er wurde unbarmherzig, das fühlte er.

Juanita saß in der Garderobe und ließ sich abschminken. Es klopfte. Ungebuldig fuhr die Tänzerin auf, und ein halb-lauter Fluch entfuhr ihr.

„Was gibt es?“ fragte sie mit harter Stimme.

„Eine Karte! Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.“

„Schick ihn zum Teufel. Will Ruhe, bin müde. Fort-lage ich!“

Aber die Stimme sprach doch weiter.

„Es ist ein vornehmer Herr, Juanita, er hat mir zwanzig Frank gegeben.“

Mergerlich stand Juanita auf und öffnete die Tür.

„Gib her, alte Hege!“ herrschte sie die alte Dienerrin an, mit der sie ständig reiste, und die sich nicht über zu gute Behandlung zu beklagen hatte.

Juanita nahm die Karte und las: Anatol Welly, Newyork. Auf der Rückseite stand: „Ich bringe Grüße von guten Freunden.“

Mit zusammengezogenen Brauen stand die Tänzerin, dann schleuderte sie die Karte in die Ecke.

„Will ihn nicht sehen! Sag' ihn zum Teufel! Caracho!“

„Aber Töubchen!“ wollte die Alte beschwichtigen, Juanita sah sie aber so wild an, daß sie sich rasch zurückzog.

Als Juanita zwei Stunden später ihr Hotelzimmer betrat, fand sie Carrington alias Anatol Welly vor.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte sie ungnädig. „Guten Tag sagen, Juanita. Kennen Sie mich nicht mehr? Als Sie in Newyork waren oder war es in Frisco? — Weiß der Schwarze, ich bin mir nicht klar, wo es war — aber ich denke gern an die angenehmen Stunden.“

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr.“ „Das glaube ich Ihnen, Juanita. Schönheit zieht's zu Schönheit. Ich war noch nie so großwahninnig, mich für schön zu halten.“

Die Schmeichelei, unbefangen herausgebracht, wirkte. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ich kenne Sie nicht. Oh, wirklich nicht! Aber ich habe gesehen so viele Menschen in meinem Leben, daß — es ist schon möglich, o ja, es ist möglich, daß ich habe auch gesehen, Sie.“

Carrington kam nach und nach mit Juanita in fast freundschaftlichen Verkehr. Er ging bei ihr ein und aus und wußte die Tänzerin mit seinem trockenen Humor sehr gut zu unterhalten.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Schade, daß Sie so häßlich sind, Mister Welly.“

Einen Augenblick lang war Carrington über Juanitas sehr offenerherzige Worte verblüfft, dann lachte er auf.

„Ja, das ist richtig, Juanita, aber es hat auch seine Vorteile.“

„Worin bestehen diese?“

„Darin, daß mich die Frauenzimmer in Ruhe lassen.“

Jetzt war an Juanita die Reihe zu lachen.

„So, das nennen Sie einen Vorteil? Oh, das ist gut, sehr gut! Ist Ihnen das Leben wert ohne die Frau? Sagen Sie!“

Carrington sog an seiner Papyrus. „Wie man es nimmt, Juanita. Oft ist das weibliche Geschlecht eine Plage.“

Die Tänzerin schüttelte verständnislos den Kopf. Sie begriff Carrington nicht. Mann und Weib gehören zusammen, das war ihr Grundlag. Sie faßte das Leben nur als ein Nehmen und Geben zwischen den Geschlechtern auf.

„Warum — sind Sie denn so nett zu mir, Mister Welly? Bloß so?“

„Nein, Juanita, nicht bloß so. Sie sind ein stimmungsvoller Mensch, in dem Leben steht, und dessen Temperament mitreißt. Mir macht es schon Vergnügen, wenn ich mit Ihnen zusammen bin — so wie jetzt, Juanita.“

„Das kann ich nicht verstehen?“ Aus tiefster Ueberzeugung agte sie es.

„Schadet nichts, schadet nichts! Jeder soll nach seiner Fasson selig werden.“

„Selig werden?“ Ein ernster Zug erschien mit einem Male auf dem Antlitz der Tänzerin. „Sprechen Sie nicht davon! Ich werde nie selig. Ich bin ein ganz schlechter Mensch. Ich werd' einmal gestraft werden von Gott. Ich bin böse! Ja, ich bin böse!“

„Warum böse?“ fragte Carrington milde. Spannung lag in seinem Innern.

Die Tänzerin schien nicht zu hören, ihre Augen waren starr in die Ferne gerichtet. Ihre Brust hob und senkte sich in größter Aufregung.

„Sie sind noch lange nicht böse, wenn Sie alle Untugenden des Weibes in sich tragen, Juanita. Sie sind egoistisch. Sie sind eitel, aber deswegen doch nicht böse.“

„Das verstehen Sie nicht, Welly. Es ist eine Sünde, die ich in mir trage, die mich quält. Wie viele Herzen habe ich der Mutter Gottes geopfert, und doch finde ich keinen Frieden.“

„Was quält Sie, Juanita? Wollen Sie Ihr Herz mir gegenüber nicht etwas erleichtern? Denken Sie einmal, ich sei Ihr Beichtvater.“

Als er das Wort „Beichtvater“ aussprach, zuckte sie zusammen.

„Drei Wochen bin ich nicht zur Beicht gegangen, und die Sünde, die ich —“, murmelte sie und vollendete den Satz nicht.

Ganz vorsichtig, mit einer Stimme voll Würde und Sanftheit begann Carrington wieder: „Sprechen Sie sich aus!“

Fieberhafte Spannung war in ihm. Würde Juanita in einer Laune des Augenblicks sprechen?

Und Juanita sprach.

„Sie wissen nicht, wie es im Innern eines Weibes ausst, wenn es liebt. Haben Sie schon einmal geliebt, Mister

Welly, und sind Sie zurückgestoßen worden? Ich hab' gekostet mit aller Glut einen Mann. Er war sehr reich, aber er brauchte keinen Cent zu haben, ich hatt' ihn auch geliebt. Zu ihm gekommen bin ich, ich, die Juanita, und hab' ihn gebettelt, daß er mein sein sollte — und er hat mich zurückgewiesen. Mich, die Juanita! Ganz sanft wie eine Taube hat er mit mir gesprochen, ich mußte ganz still sein, konnt' meinen Schmerz nicht hinausschreien. Doch dann — als ich von ihm fortgegangen bin, da — da ist die Wut gekommen. Das Blut hat aufbegehrt. „Wenn ich dich nicht haben kann, dann soll dich keine andere haben,“ dachte ich. Der Bruder dieses Mannes hat mich wahninnig geliebt. Ich verab-scheute ihn, ich wollte ihn nicht sehen. Er kam zu mir, als ich wie ein gepregelter Hund in meinem Zimmer lag. Er warb um mich, heiß, leidenschaftlich. Da kam die Sünde! Oh, wie sie mich quält!“

Sie hielt erschöpft inne. Ihre schwarzen Augen glühten.

„Da habe ich gesagt zu ihm: Gib mir alles, was du hast, verschreib' es mir, und ich will dir gehören, wenn dein Bruder nicht mehr lebt. Erst hat er mich angesehen, als könnt' er mich nicht verstehen. Dann hat er es getan.“

„Was hat er getan?“

„Mir sein Vermögen verschrieben. Es gehört mir. Oh, ich bin sehr reich, mein Freund, sehr reich, aber ich mag es nicht haben. Nie lehr' ich wieder zu ihm zurück, niemals. Er soll seinen Reichtum behalten. Dann wird er auch den Bruder in Frieden lassen und sein Versprechen vergessen.“

Carrington war totenbleich geworden.

„Was — hat Ihnen — was haben Sie ihm versprochen, wenn er zum — Raim, zum Bruder morden wird?“

„Nicht!“ schrie sie. „Ich hab' gehört wollt' ich, wenn er mich gerächt hatte.“

Carrington stand langsam auf. Entsetzen lag in seinen Blicken.

„Das haben Sie getan, Juanita?“

Sie sah seinen entsetzten Blick, und eine eilige Angst kroch in ihr auf. Sie packte Carrington mit beiden Händen an der Brust.

„Ja, das tat ich. So schlecht war ich! Oh mich quält es namenlos. Aber er wird es nicht tun. Das kann doch kein Mensch, das kann er nicht, den Bruder morden!“

„Warum kann er das nicht, Juanita? Sie vergessen, daß Sie den Geliebten morden lassen wollten, den Menschen, den Sie liebten mit allen Fasern.“

Juanita faßte sich an die Schläfen. Sie lief im Zimmer herum, wie ein wildes Tier.

„Helfen Sie mir, Mister Welly, helfen Sie mir. Machen Sie mich frei von aller Qual. Fahren Sie hin nach Frisco. Sagen Sie Allan Wilde, daß er seinen Bruder nicht morden soll. Sagen Sie ihm, daß ich ihm sein Schriftstück zurückgebe, daß ich nichts von ihm besitzen wolle. Oh, helfen Sie mir, Mister Welly.“

„Ich will es tun, Juanita!“ sagte Carrington hart. „Noch heute verlasse ich Paris. Aber vergessen Sie nicht: Bientôt hat jemand versucht, Harry Wilde meuchlings zu ermorden, viertmal ist es mißglückt. Gebe Gott, daß ich nicht zu spät komme.“

3.

Carrington war von dem Erfolg seiner Expedition an sich befriedigt, und doch bedrückte ihn etwas. Ein Angstgefühl, ein Gefühl des kommenden Unheils lag auf seiner Brust, daß er sich unbehaglich fühlte.

Er telegraphierte sofort an seinen Gehilfen. Er erbat Antwort nach Calais. Dort hatte er noch zwei Tage Aufenthalt. Die Antwort erreichte ihn dort. „Allan Wilde ist verreist. Unbekannt wohin!“ lautete sie.

Sie beunruhigte ihn immer mehr. Er atmete auf, als er endlich auf den Planken des Schiffes stand und die Küste Frankreichs seinen Augen entwand. Unerträglich schlichen die Tage hin. Als er in Newyork ankam, erreichte er mit viel Glück noch den Pacific, der ihn nach San Francisco trug.

Nach drei Tagen war er daheim.

Förmlich fieberhaft ging er an die Weiterbearbeitung seiner Aufgabe. Allan Wilde war nicht zu finden. Die Dienerschaft wußte noch nicht, wo er sich aufhielt. Sie war gewohnt, daß er monatelang auf Reisen war und nur ab und zu ein Lebenszeichen von sich gab.

Auch Winkfield, den Hausmeister Harry Wildes suchte er auf. Dieser schien noch auf Reisen zu sein, denn Winkfield hatte noch keine Nachricht.

(Fortsetzung folgt)

„Der letzte Advent.“

Von Walter Schneider.

Wie viele Jahre sind doch nun schon darüber hin gegangen? Erst haben Umsturz und Chaos, dann qualvolles Ringen um Erhaltung liegen und höchsten seelischen Besitzes und schließlich das Grau und der Schmutz des Alltags die Seele matt und krank gemacht, daß selbst die Erinnerung an jene Tage höchsten Selbstums, da die Söhne eines Volkes freiwillig ihr Leben ihrem Lande weihen, in den trostlosen Strom der Schatten hinab sinken will.

Wenn die letzten gelben Blätter verweht sind, wenn die Erde zum Todeschlummer sich rüstet, dann wandert der Geist zurück in jene große und ernste Zeit. Aus dem Wintergrauen öffnet sich jedes Jahr die Adventszeit das goldene Tor der Hoffnung und Verheißung „allen, die guten Willens sind“, und macht die Herzen froh.

Nicht aber besucht dann ein liebes, trauriges Bild: der Schatten eines herrlichen Jungen ist es, den ich einst lieb hatte und dessen „Advent“ nicht wieder kommen sollte.

Schwere Tage und Wochen hatte die Truppe in den Schützengräben gegenüber Soissons durchlebt. In Regen und Schmutz, dann in Schnee und bitterer Kälte war manchem braven Jungen der Humor verloren gegangen. So mancher sah die Sonne nicht wieder, und daheim war die Christfreude erloschen in stummer Trauer.

Solche Wochen zähen, stummen Ringens im endlosen Einerlei machten wohl auch dem Führer das Herz schwer und eng, viel schlimmer als Bewegungskampf und stürmende Schlacht.

So atmeten wir alle auf, als wir zum zeitweiligen Ausruhen die große Höhle von Froimont beziehen durften. In tiefer Nacht gingen wir aus der Stellung, und der nächste Morgen — es war der letzte Advent — fand die müde Kompagnie in langem Schläfe. In behaglichem Eindämmern, im Gefühl des Geborgenseins ging der Mittag dahin. Die Dämmerung brach herein. Um die qualmenden Feuer in der Kalksteinhöhle lagen die Leute. Ganz leise stimmte eine Klarina die Weise an: O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter!“ Die Rauchwolken zogen. Lichtlein schienen aus ihnen hervor zu glänzen. Mit weiten, träumenden Augen starrten die alten und jungen Krieger hinein. Wer hatte es begonnen, wer aufgenommen? Erst leise, dann durch den ganzen Raum klang es wehmütig, sehnsüchtig:

„Stille Nacht, heilige Nacht...“ Kerzendunst umgab uns, alle die lieben Gesichter aus der Heimat waren da, zu Hunderten schwebten sie heran. Erinnerungen an all die schönen Weihnachtsabende vergangener Jahre tauchten auf — weit fort fand wir, in der Heimat, im Vaterhaus... Und wie träumend erzählte der kindunna Kamerad neben mir, der

doch schon so eisenhart dem Tode getrogt, vom Jugendland, dem er kaum enttriffen.

Zum Vater schweiften seine Gedanken, dem feinstimmigen gräßlichen Künstler in München, der sich so wenig in die harte Welt schiden konnte, weil ein schweres Leiden seit Jahren die Künstlerhände zur Zatenlosigkeit verurteilte; und aus dem Dunstkreise des Nachseuers zauberten die kindlich-pietätvollen Erzählungen das gütige Bild der Mutter hervor. Eine Gelbin erschien sie mir, die wie mit Zauberhänden, dem Schicksal trotzend, den beiden Söhnen unter Verzicht auf alles eigene Behagen den Eintritt in die Armee möglich machte, in der so viele Ahnen dem Könige von Preußen gedient hatten. Und lieblich im Schmuck der blonden Locken schwebte das Bild der holden Schwester, der jungen Gräfin Hella, durch den Raum, die so tapfer im Leben stand, — aber die Augen schienen gar traurig, — ahnte sie, daß ihr junges Leben einst unter wüsten Wörberhänden verblendeter Söhne des eigenen Volkes enden sollte?

Ein gewaltiges Krachen, der Einschlag einer schweren Granate vor dem Eingange zur Höhle, machte unseren Träumen ein Ende.

Ein Befehlsempfänger überbrachte den Auftrag, stärkere Patrouillen zur Verbindung mit den Nachbarruppen auszusenden. Ich selbst suchte mit einer das Gelände des Disenkanals ab. Es wurde eine schlimme Nacht. Wie wahninnig festgen die schweren Geschosse der Engländer in den engen Schacht des Kanals hinein, rissen zwei meiner Kameraden verstimmt in die eisigen Fluten und zwangen uns, eng unter die schlüpfrigen Quaimauern geduckt, endlose Stunden, mit frosterstarrten Händen uns an die eisernen Halteringe klammernd, dem Tode oder der Befreiung entgegen zu bängen.

Als ich gegen Morgen zur Höhle zurückgehen konnte, fand ich die Kompagnie in wortloser Trauer: Auf einer Bahre lag mein kleiner Graf, mit einem stolzen, scharfen Ausdruck in den sonst so freundlichen Zügen, die Brust von einem Granatsplitter durchbohrt. Er hatte das schönste Ziel erreicht, sein Leben hingegeben für seine Brüder. Er war in der ewigen Heimat angekommen, an die der junge, lebensvolle Mann kindlich und männlich zugleich in innerster Seele glaubte. Er hatte seinen „letzten Advent“ gefeiert!

Still trat ich vor den Eingang der Höhle. Hoch am Himmel schimmerten die letzten Sterne. Der Tag mit neuer Pflicht wollte empor steigen. In mir aber wurde es ruhig und friedlich, und in allem Grauen des Krieges klang es tröstend durch die Welt: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Der Weihnachtsbefehl des Königs.

Stilge von W. Wild.

Nasse Nebelwäucher legen sich über die weite Ebene der märkischen Streulandbüsche, sinken wie eine unheimliche Decke über das Gehöft des Dorfschulzen.

In der winzigen Kammer seiner einzigen Tochter flammt zuckend der Kienspan am Fenster auf und verlöscht. Ein leises Pochen, knurrend schiebt sich der Laden zurück.

Ein Schatten huscht durchs Zimmer, bückt sich, nimmt unter dem Bett die Holzschuhe fort, stellt sie auf Fensterbrett, schwingt sich selbst hinauf. Kräftige Männerarme greifen sie, tragen sie in den Garten.

„Meine Schuhe...“, flüsterte Brigitte.

„Laß, ich trage Dich zurück.“

„Horch!“ drängt sie sich enger angstvoll an ihn. „Da geht einer.“

„Anstimm, eine Kake ist's.“ Ihre Rippen finden sich, alle Wirklichkeit um sie verinkt.

Am Fenster aber lehnt eine baumlange Gestalt, Franz, der lange Schuster. Seine Sinne tasten ins Dunkel. Die offenen Läden verraten der schönen Brigitte Geheimnis. Und nun... Lobende Rote färbt sein Gesicht. Wut verzerrt es zur Grimasse. Von der Laube im Garten kommt ein Geräusch... wie Rüsse.

Oh. So eine ist die Dirne. Verflucht. Und er ist gekommen, um sie zu freien. Seine Faust liegt auf dem Fensterbrett. Ein teuflisches Nücheln umzieht die breiten Rippen.

Das, wogegen er gestoßen, sind ihre Holzschuhe. Reife fährt er darüber hin. Wieder das fatale Geräusch aus der Laube. Rüsse, die einem anderen gelten, machen ihn wild.

Im ersten Impuls will er hinstürzen, will... er weiß nicht, was tun. Dann bleibt er wie gebannt stehen, ein Gedanke kommt ihm. Sich rächen!

Wer ist es, mit dem sie schamuziert? Ein paar Schritte tastet er ins Dunkel, hört Claus Schlagintweis Stimme: „Wag es nicht und sieh den langen Franz noch einmal an, er hat renommirt, er will Dich heiraten.“

„Mich heiraten?“ ein perlendes helles Lachen, in das die tiefere Stimme des anderen gedämpft einstimmt.

Alle anderen Gefühle verebben. Rache schreit es in ihm, Rache. Er hat es. Das Edikt des Königs!

Kurz, grollend lacht er auf.

In jähem Erschrecken fahren die Liebenden auseinander. „Der Teufel!“ jammert das Mädchen. „Anstimm!“ lacht der Mann, doch ist ihm dabei nicht wohl zumute.

Sie trennen sich schneller, als sie gedacht.

— Am anderen Tage kommt der lange Franz auf den Hof. Soeben tritt Brigitte morgenfrisch, mit bligenden Augen und steifen Rücken, den Melkeimer am Arm, aus dem Stall.

Mit sonderbarem Blick betrachtet der Schuster sie, fragt kurz: „Ist der Schulze daheim?“

„An der Umstürze.“